



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

In dem Paragraphen, der über die Talbot'schen Linien handelt, ist mir, wie Sie richtig bemerken, ein Fehler untergelaufen." Nun folgte eine wissenschaftliche Auseinandersetzung, dann schloß der Brief mit den Worten: „Für Ihre gütige Mitteilung bin ich Ihnen sehr verbunden, namentlich aber ist mir Ihre beigelegte Konstruktion von Interesse gewesen, die ich bei einer etwa zu bearbeitenden neuen Auflage des Lehrbuchs, soweit es möglich ist, berücksichtigen werde. Ich verbleibe hochachtungsvoll Ihr ergebener J. Müller.“

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das rote Gespenst. Unter diesem Titel hat ein Mann, der „kein Stubengelehrter“ ist, sondern „als Angestellter eines großen kaufmännischen Unternehmens mitten im praktischen Leben“ steht und wirkt, die Sozialdemokratie beleuchtet mit Beziehung auf die öffentliche Meinung, auf den Zukunftsstaat, auf die Religion, die Behörden, den Anarchismus, den Antisemitismus, das Königtum, die Demagogie. (Das rote Gespenst, beleuchtet von Otto Prange. Stuttgart, Robert Luz, 1894.) Der Verfasser zeigt, daß der Sozialismus, und zwar in der Gestalt der Sozialdemokratie, eine berechtigte und notwendige Erscheinung, das aber, was die Behörden und bürgerlichen Parteien unter seinem Namen bekämpfen, nur ein Gespenst ist. Seine von warmer Empfindung erfüllten, trotzdem aber nüchtern verständigen Ausführungen decken sich zum Teil mit unsern eignen über diesen Gegenstand, andernteils bilden sie eine wertvolle Ergänzung dazu. So erörtert er zum Beispiel die Bedeutung der Utopien für die Kulturentwicklung. Sie sind nichts andres als die Gesellschaftsideale und daher Beweise für die Lebensfähigkeit eines Volkes oder Geschlechts, denn ohne Ideal giebt's kein Streben, und ohne Streben giebt's keine Zukunft. Die griechisch-römische Welt mußte untergehen, weil sie alle ihre Ideale verwirklicht, daher nichts mehr zu thun hatte. Durch seine Zukunftsträume brachte das Christentum neues Leben in die europäische Menschheit. (Man kann diese Thatfache noch konkreter darstellen, als Prange thut: hätten Paulus und die übrigen Apostel nicht geglaubt, daß Christus noch bei ihren Lebzeiten wiederkommen und sein Reich aufrichten werde, so wäre nicht eine einzige Christengemeinde gestiftet worden, und es gäbe keine christliche Kirche.) Da nun die herrschenden Klassen keine Zukunftsideale mehr haben und auf nichts weiter bedacht sind, als ihre Stellung, ihren Reichtum und ihre Genüsse zu behaupten, so stünde es schlimm um die Zukunft unsers Geschlechts, wenn nicht wenigstens noch die Sozialdemokraten und andre anrühige Leute Zukunftsträume hegten.

Sehr gut ist die Bemerkung auf S. 42: „Das Kapital ist unersättlich, die Arbeit dagegen verhältnismäßig leicht zu befriedigen,“ gegenüber der Ausflucht der Kapitalistenpartei: die Arbeiter befriedigen wollen, sei ein aussichtsloses Unternehmen, da ja niemand zufriedenzustellen sei, auch der Millionär nicht. Ferner

in dem Abschnitt über die Religion die Stelle auf S. 50: „Wie geht es zu, daß die Bekenner der einzelnen Konfessionen in gemischten Gegenden so gut mit einander auskommen, während in rein protestantischen Bezirken ein unglaublicher Haß gegen den Katholizismus, selbst Mißtrauen gegen den einzelnen Katholiken besteht, wie in rein katholischen Gegenden umgekehrt dasselbe der Fall ist? Auch ich kam einst mit diesem Haß gegen den Katholizismus aus Pommern nach Westfalen (jetzt wohnt der Verfasser in Magdeburg), um dann hier gerade unter Katholiken meine besten Freunde zu gewinnen. Muß sich da nicht die Vermutung aufdrängen, daß wohl die Menschen mit einander in religiösem Frieden leben möchten und können, die Kirchen aber diesem Frieden hindernd in den Weg treten?“ Der amerikanische Sozialist, den Prange bei dieser Gelegenheit anführt, heißt nicht Gronland, sondern Gronlund.

Die Sozialdemokratie wird jedoch nicht minder scharf kritisiert wie ihre Gegner. Der schwerste Vorwurf, den er ihr macht, ist „ihr abscheuliches Demagogentum“ (S. 96.) Von dem Augenblick an, wo sie darauf verzichte, stehe ihrer Verschmelzung mit allen verständigen Sozialisten oder [lieber: und sonstigen] Antikapitalisten nichts mehr im Wege und werde sie die mächtigste, wichtigste Partei, die Partei der Arbeit, die Partei der Zukunft sein. Daraus ergibt sich das Programm des Verfassers: in Berufsorganisationen, in den Gewerkschaften sieht er das Heil, den Weg zur Besserung. Ob es möglich sein werde, die unumgänglich notwendige soziale Umgestaltung auf friedlichem Wege herbeizuführen, ist ihm sehr zweifelhaft; jedenfalls hält er es für eine Pflicht, darauf hinzuwirken. Er hat also, gleich den meisten nichtsozialdemokratischen Volksfreunden, die Alternative: Revolution oder Reform im Auge und übersieht die dritte Möglichkeit: keins von beiden. Die Revolution ist nämlich, wie die spielend leichte Niederwerfung der gepeinigten Bevölkerungen von Sizilien und Massa-Carrara jedem, der es bisher nicht glauben wollte, aufs neue bewiesen hat, im modernen Militärstaat unmöglich; der Gebieter des modernen Militärstaats, mag er König, Kaiser, Präsident oder Premierminister heißen, hat eine Macht, wie sie kein Zwingherr der Despotenstaaten des Altertums und selbst die spanische Inquisition nicht besessen hat, die Macht, nicht allein jeden körperlichen Widerstand zu zerschmettern, sondern auch die Gedankenvermittlung großer Massen (in Spanien hat es sich bloß um einzelne, der Masse des Volkes fremde Denker und um zwei dem Volke verhaßte Volksstämme gehandelt) zu unterdrücken. Die Reform aber ist wiederum nicht möglich, wenn dieselbe allmächtige Staatsgewalt, die Vertreterin der Reichen, nicht will. Ehe es unter diesen erschwerenden Umständen dahin kommt, daß die Revolutionäre im Militär die Mehrzahl bilden, wodurch allein die Revolution möglich werden würde, kann das Volk verkümmert und erstorben sein, indem die herrschenden Klassen, behaglichem Genuß ergeben und mit ihrer Denkbewegung in obrigkeitlich vorgeschriebne Bahnen gebannt, dem Chinesentum, die dienenden aber leiblicher und geistiger Entkräftung verfallen. Die Zukunft der europäischen Völker hängt also davon ab, ob die wenigen, die die Macht, die Hebel des ungeheuern Staatsmechanismus, in der Hand haben, auch zugleich Einsicht und guten Willen haben oder nicht.

Schulchan Aruch. In der Petitionskommission des Reichstags hat kürzlich über die rabbinischen Gesetzbücher des Judentums eine Erörterung stattgefunden, die bezeichnenderweise — von den vier antisemitischen Blättern abgesehen — nur in konservativen Pressorganen eine nähere Beachtung gefunden hat. Um so bemerkenswerter ist die Art und Weise, wie sich diese, darunter namentlich die

Neue Preussische Zeitung, aussprechen. Es dürfte kaum zu viel gesagt sein, wenn der Auslassung der Neuen Preussischen Zeitung die einer „authentischen Interpretation“ der „Judenparagrafen“ in dem Programm vom 8. Dezember 1892 beigelegt wird. Und diese Interpretation stimmt überein mit einer Auffassung, die in Berliner Versammlungen, die sich ebenfalls den konservativen Namen beilegten, als Grenzbotenstandpunkt verdächtigt und mit einem rechtgläubigen *tolerari non posse* zurückgewiesen wurde. Freiherr von Langen, sagt die Neue Preussische Zeitung, hat den Standpunkt des berechtigten Antisemitismus vertreten, d. h. des Antisemitismus, der kein vorübergehendes Partei- oder Agitationsinteresse im Auge hat, sondern das richtig verstandne Bedürfnis des ganzen Volkes vertritt, das ein Recht hat, darüber aufgeklärt zu werden, von welchen sittlichen Grundsätzen die in seiner Mitte lebende jüdische Minderheit geleitet wird.

Es kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß der Antisemitismus, da er sich plötzlich als eine Macht offenbarte, die sich in den verschiedensten Ständen und an den verschiedensten Orten Deutschlands noch vor aller Agitation mit wunderbarer Gewalt der Herzen bemächtigt hatte, sich in seinem innersten Charakter als eine Reaktion des deutschen sittlichen Bewußtseins, des nationalen Gewissens gegen eine Unterdrückung darstellte, die zwar von einer Minderheit der Reichsbevölkerung geübt wird, die aber, unterstützt von der Bundesgenossenschaft des Gottes Mammon, einen überlegnen Einfluß ausübt.

Da der Charakter des Antisemitismus im wesentlichen der einer sittlichen Reaktion ist, so haben wir nicht nur ein Recht, wir haben die Pflicht, nachzuforschen und festzustellen, welches denn, mit logischer Deutlichkeit erfaßt, die Lehren und Grundsätze sind, gegen deren Bethätigung sich die Reaktion, zunächst eine Reaktion des sittlichen Gefühls, mit ihrem lebhaften Proteste wandte. Wir können sogar hinzufügen: es ist eine Pflicht der Billigkeit gegen die „deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens,“ daß untersucht wird, welche unter den Vorwürfen, die gegen das sittliche Verhalten der Juden gerichtet worden sind, wirklich als berechtigt gelten dürfen, und welche nicht.

Man sollte denken, daß, wenn den Deutschen, deren nationales Gewissen durch die Übergriffe des Judentums gerührt worden ist, ein Vorhalt gemacht werden könnte, dieser darin bestehen müßte, daß nun seit so vielen Jahren mit allen möglichen allgemeinen Behauptungen, statistischen Notizen, mit Stachel- und Schimpfworten jeder Art den Juden zuleibe gegangen wird, fast niemand aber schlicht und ruhig untersucht, worin denn jene Grundrichtung des jüdischen Geistes besteht, gegen die sich unser deutsches Gewissen auflehnt.

Die Vertreter der Gemeinschaft, in deren Erscheinung und Bethätigung sich unserm nationalen sittlichen Empfinden unholde Züge des Fremden, Undeutschen aufdrängen, pflegen sich als „deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens“ zu bezeichnen. Da sich die Volksethik auf allen Stufen der bisherigen Menschheitsentwicklung in dem Gewande religiöser Überzeugung darstellt, so giebt es keinen andern Weg, mit Sicherheit die sittlichen Fundamente eines Volkstums zu erkennen, als eine möglichst unbefangene und genaue Prüfung der für sein religiöses Bewußtsein grundlegenden Glaubensbücher.

Aber gerade gegen dieses Vorgehen, gegen das Bestreben, vor allem die objektive Wahrheit, die hier in Frage kommt, festzustellen, wendet sich der leidenschaftlichste Ingrimme der jüdischen Presse. Das Berliner Tageblatt hat sofort seinen „protestantischen Geistlichen“ bei der Hand, um aus dem Schatze seines Wissens folgende, seiner Meinung nach jeden weiteren Prozeß niedererschlagenden Einwendungen

herauszukramen: „Der Petition liegt die antisemitische Behauptung zu Grunde, daß sich im Talmud und in dem Auszuge des Talmud, dem Schulchan Aruch, Stellen fänden, die gegen unsre heutigen Gesetze verstößen. Gewiß, im Talmud und im Schulchan Aruch fanden sich solche Stellen. Was ist denn der Talmud? Der größte christliche Talmudgelehrte dieses Jahrhunderts, Franz Delitzsch, antwortet auf diese Frage: Der Talmud ist ein Sprechsaal, in dem die Stimmen von fünf Jahrhunderten durcheinandergehen.“ Ganz richtig — der Talmud! Aber Schulchan Aruch? Schlagen wir den alten, durch Kürschner verjüngten Pierer nach? Da steht: Schulchan Aruch, Name des bedeutendsten talmudisch-rabbinischen Religionskodex der Israeliten. Er ist von Joseph Caro († 1575) verfaßt, zuerst herausgegeben Venedig 1565. Der Schulchan Aruch ist also unmittelbarer Zeitgenosse, ja Land Nachbar der Tridentiner Konzilsbeschlüsse; er ist Zeitgenosse der Augustana und des Lutherischen Katechismus, der Bekenntnisschriften, auf die der deutsche Protestant jeder Richtung zurückgreifen muß, um von dem sittlichen Wesen seiner Glaubensrichtung eine Vorstellung zu bekommen. Nun, Herr „protestantischer Geistlicher“ im Solde Moses: was sagen Sie dazu?

Geistige Arbeit. In dem Kampf ums Dasein wird mit immer gefährlicheren Waffen gefochten. Der Lernstoff, den das heranwachsende Geschlecht aufnehmen und verstehen soll, schwillt zu immer gewaltigerer Masse an. An das Fassungsvermögen und die Urteilskraft der Menge werden immer stärkere Anforderungen gestellt. Man denke nur an die veränderten politischen und rechtlichen Verhältnisse, an die Umwälzungen im Handel und Verkehr; man erwäge, wie viel schwierige Begriffe infolge der ungeheuern Fortschritte der Physik und Chemie von vielen mehr oder weniger verarbeitet werden müssen. Sollte es da nicht von Nutzen sein, auch einmal zu vernehmen, wie weit man die Naturgesetze erforscht hat, die der geistigen Arbeit zu Grunde liegen? Kann doch die Beachtung dieser Gesetze für die kämpfende Menschheit zu einer Schutzwaffe werden gegen die Gefahren, die ihre körperliche und geistige Gesundheit bedrohen. Genau genommen wissen wir recht wenig davon, wieviel jeder von uns auf geistigem Gebiete zu leisten vermag, da es schwer ist, eine Einheit zu finden, nach der die Höhe geistiger Leistungen abgeschätzt werden kann. Es giebt zwar genug Prüfungen, aber bei vielen von ihnen wird doch nur ein gewisser Einblick in die Kenntnisse eines Menschen eröffnet; ein Urteil über seine Leistungsfähigkeit, sein „Können,“ wie man jetzt sagt, wird nicht gewonnen.

Der Professor der Irrenheilkunde Dr. Kraepelin in Heidelberg verfügt über die Ergebnisse langjähriger eigener Untersuchungen über die geistige Leistungsfähigkeit zahlreicher Personen. Kraepelin stammt aus der Schule Wundts und arbeitet mit den Methoden der Psychophysik. Den persönlichen Grundeigenschaften des Einzelnen nach Übungsfähigkeit, Ermüdbarkeit, Ablenkbarkeit u. s. w. trägt er gewissenhaft Rechnung. Fehlerquellen, die sich durch Veränderungen der Versuchspersonen an verschiedenen Versuchstagen einschleichen können, sucht er nach Möglichkeit zu vermeiden. Kraepelin vermag nun schon jetzt innerhalb bescheidener Grenzen gewisse, wohl beachtenswerte Aufschlüsse über die geistige Leistungsfähigkeit zu geben, wie sie selbst eine längere persönliche Kenntnis der betreffenden Menschen nicht liefert. Namentlich ist es ihm gelungen, die Arbeitskraft bei einfachen geistigen Leistungen mit zuverlässigen Untersuchungsarten zu bestimmen. Noch ist es freilich unübersehbar, von wie viel mächtigen Gewalten die abgeschlossenen und verwickelten Eigentümlichkeiten und Schicksale des Erwachsenen abhängen. Einfachere,

überichtlichere Verhältnisse bietet die werdende Geistesanlage des Kindes. Hier besteht auch die Möglichkeit, die Bedingungen des Werdens zu erkennen und sie gegebenen Falls entscheidend zu beeinflussen. Kraepelin hat nun kürzlich in einem Vortrag „Über geistige Arbeit“ die Ergebnisse seiner Untersuchungen und die Beobachtungen anderer Gelehrten über die geistige Tragkraft unsrer Schuljugend veröffentlicht (Sena, Gustav Fischer). Die hier mitgeteilten Folgerungen stehen in so lebhaftem Widerspruch zu einzelnen Einrichtungen unsrer Schulen, daß sie der ernststen Beachtung der zuständigen Kreise nicht dringend genug empfohlen werden können.

Professor Burgerstein in Wien hat die Ermüdbarkeit der Schulkinder in der Weise untersucht, daß er zwölfjährige, völlig ausgeruhte Kinder eine vierzig Minuten andauernde, durch drei Pausen unterbrochne, ganz einfache Rechenarbeit machen ließ. Die Kinder ließen bereits vom zweiten Versuchsabschnitt an deutlich die Erscheinungen der Ermüdung erkennen. Der Wert ihrer Arbeiten zeigte besonders in der zweiten Hälfte der Zeit eine unaufhaltsame Verschlechterung. Aus diesen (und andern) Versuchen ergibt sich die Forderung, daß die Arbeitszeiten vermindert und die Erholungszeiten, die dem Fortschreiten der Ermüdung einigermaßen Einhalt thun, länger bemessen werden müssen, als es jetzt der Fall ist, sodann daß die Pausen in kürzern Abständen einander folgen und, je länger der Unterricht dauert, fortschreitend wachsen müssen. Geschieht das nicht, so befindet sich der fleißige Schüler — abgesehen von dem ersten Teil der Stunde — dauernd in einer Ermüdungs- narbose, die ihn unfähig macht, seine natürlichen Kräfte zur Erfassung des Unterrichtsstoffes auszunützen. Wenn die „Sitzzeit“ als volle Arbeitszeit angesehen werden könnte, würde beinahe die Hälfte der jüngern Schüler schon gegen das Ende der ersten Stunde derart geistig erschöpft sein, daß auch der mächtige Einfluß der Übung die fortschreitende Abnahme ihrer Leistungsfähigkeit nicht mehr verdecken könnte. Unsrer Jugend würde notwendig dem Siechtum verfallen, wenn sie wirklich gezwungen wäre, vierzig Minuten in jeder Schulstunde mit voller Anspannung ihrer Aufmerksamkeit zu arbeiten. Langweilige Lehrer, meint deshalb Kraepelin, seien bei der heutigen Ausdehnung des Unterrichts geradezu eine Notwendigkeit. Wenn alle Lehrer eine lebhafteste Teilnahme für ihren Unterrichtsgegenstand wach hielten, so würden die Kinder trotz rasch wachsender Ermüdung zu dauernden geistigen Kraftanstrengungen geführt werden, deren Folgen unübersehbar wären.

Man hat ja nun, um den Gefahren geistiger Überbürdung zu begegnen, Unterrichtsstunden mit körperlicher Beschäftigung eingeschoben. Entsprechende Versuche aber, z. B. mit Spazierengehen und sich anschließender geistiger Arbeit, haben gezeigt, daß körperliche Beschäftigung nie in körperliche Anstrengung übergehen darf, wenn sie im Lehrplan als Erholungszeit soll gelten dürfen. Es darf also nach Turnübungen nicht für längere Zeit geistige Thätigkeit gefordert werden. Wohl aber können längere Erholungspausen zweckmäßigerweise mit Zeichnen, Singen, Handfertigkeitunterricht u. dgl. ausgefüllt werden.

Mehrere Stunden nach kräftigen Mahlzeiten ist die geistige Arbeitsfähigkeit bedeutend herabgesetzt. Der Nachmittagsunterricht sollte deshalb frühestens zwei Stunden nach der Hauptmahlzeit beginnen dürfen. Über die Schlafdauer deutscher Schüler liegen leider noch keine Berechnungen vor. In Schweden haben sich hierin sehr bedenkliche Verhältnisse gezeigt. Jedenfalls muß die Hausarbeit so bemessen sein, daß den Schülern ausreichende Schlafzeit bleibt. Die Abendarbeit sehr jugendlicher Personen ist überhaupt nichts wert.

Nur eine ganz naive Unkenntnis der grundlegendsten psychologischen Erfah-

rungen kann die mechanische Beherrschung gewisser Sätze, Namen, Zahlen u. dgl. noch immer für ein erstrebenswertes Ziel ansehen. Ein ausgezeichnetes Erinnerungsvermögen ist durchaus kein Zeichen einer höhern geistigen Befähigung. Die rein mechanische Aneignung irgend eines Lehrmaterials ohne innere Verarbeitung ist nicht nur unnützlich, sie hindert sogar die höhere Ausbildung. Versuche haben gezeigt, daß das Auswendiglernen oft zu den anstrengendsten geistigen Arbeiten gehört. Aller irgendwie entbehrliche Gedächtniskram sollte also über Bord geworfen werden. Sachliche Beherrschung des Stoffes, Reife des Urteils sollten in den Prüfungen die Hauptsache sein.

Endlich befürwortet Kraepelin eine Abkürzung der Schulzeit durch weitergehende Trennung der Schüler nach ihrer Arbeitsfähigkeit. Trotz der sich hier ergebenden Schwierigkeiten müßten doch bei den gesteigerten Anforderungen, die das Leben an die geistige Ausbildung der heranwachsenden Jugend stellt, alle Vorteile ausgenutzt werden, die den Kampf ums Dasein erleichtern können.

Wir wissen sehr wohl, daß in den letzten Jahren der leidigen „Überbürdungsfrage“ von unsern Unterrichtsbehörden erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet worden ist, und daß die neuen Lehr- und Prüfungsordnungen beachtenswerte Winke und Vorschriften enthalten, die den Forderungen Kraepelins entsprechen. Auch möchten wir nicht jede seiner Anschauungen unbedingt teilen, wie z. B. die von der Notwendigkeit der „langweiligen Lehrer“; statt deren möchten wir vielmehr solche wünschen, die in weiser Berechnung während des Unterrichts bald geistig anzustrengen, bald mechanischer zu beschäftigen wissen, eine Methode, die ja auch schon vielfach befolgt wird. Dennoch dürfte unser Bericht namentlich die Lehrer der Gymnasien und Realschulen veranlassen, Kraepelins Schriften selbst zur Hand zu nehmen. Er bittet alle, denen es ehrlich um die Sache zu thun ist, namentlich die Gegner der von ihm vertretenen Anschauungen, ihm ihre Ansichten und Einwände zugänglich zu machen, besonders dann, wenn sie sich auf wissenschaftlich unanfechtbare Untersuchungen stützen. Möchte diese Herausforderung recht vielseitige Annahme finden!

Von zahlreichen Zeugen kann man übrigens vernehmen, daß noch weit mehr als in den Knabenschulen in den Bildungsstätten der Mädchen, namentlich in den höhern Töchterschulen, gegen die angeordneten Naturgesetze gesündigt wird. Hier werden oft von acht bis ein Uhr die Bänke gedrückt, und das zum Teil wertlose mechanische Auswendiglernen nimmt hier zuweilen große Ausdehnung an. Daß die Vorbereitungszeit für das Lehrerinnenexamen die Gesundheit schon manches pflichteifrigen Mädchens schwer geschädigt hat, ist eine traurige Thatsache, die längst das Einschreiten der Behörden erfordert hätte.

Sonnenstein bei Pirna.

Georg Ilberg

Das Volkslied auf dem Gymnasium. Wer kürzlich am Gymnasium zu N. die trefflich gelungne musikalische Abendunterhaltung mit angehört hat, ist gewiß erfreut gewesen über die frischen Stimmen, die sichere Ausführung und die sachkundige Leitung. Ein tüchtiger gemischter Chor trug außer einigen Liedern auch schwerere Sätze alter Klassiker, wie Palestrina, Bach, Händel u. a. vor, und damit wechselte das Männergesangquartett von Schülern der obern Klassen, und selbst die Quintaner erfreuten die empfindsamen Mütter durch ein zweistimmiges Liedchen. An unsrer Schule wird doch noch der Gesang gepflegt, wie es sein soll! so hörte man wohl im Publikum äußern.

Ach wenn die freundlichen Kritiker hinter die Kulissen hätten blicken können!

ihr Urteil wäre gewiß anders ausgefallen. Die Gesangstunde der Sexta kann und muß ich öfter belauschen, als mir lieb ist. Die Violine wimmert den ersten Satz von „Lobt Gott, ihr Christen, all zugleich.“ Die kleine Schar wimmert nach: „Lobt Gott, ihr Christen, all zugleich.“ Stimme vom Katheder: „Noch mal.“ Neues Gewimmer. „Noch mal“ u. s. w. Die Violine fährt fort: „In seinem höchsten Thron.“ Es folgen die gleichen Wiederholungen bis zum Schluß des Chorals. Dann werden große Papptafeln mit riesigen schwarzen Notenköpfen aufgebaut, und es reihen sich Übungen an, wie Do, re, mi, fa, sol oder Lalala lala, lalala lala und ähnliche. Die Stimmen werden vorzüglich geschult. Aber wozu? Damit sich die Knaben, wenn sie größer sind, an Kaisers Geburtstag, am 2. September und beim Schulkonzerte, also dreimal im Jahre, hören lassen können.

Nun gehe man einmal mit den einzelnen Klassen spazieren. Man wird staunen, was da gesungen wird! Die Sextaner haben vielleicht noch einige Erinnerungen an die Volksschule und an die Lieder, die sie da gelernt haben. Auch ist wohl meist die erste Strophe von „Heil dir im Siegerkranz!“ zu den offiziellen Feierlichkeiten eingeübt worden. Aber außerdem wird man nicht viel zu hören bekommen. Die Quintaner singen ihr Zweistimmiges vom letzten Konzert, wozu sie drei Vierteljahre geübt haben. Aber wie singen sie es, wenn der kundige Meister fehlt! Mit der Quarta ist gar nichts anzufangen. Im Französischen hat man den Unterricht mit einer Übersetzung des Ahlandschen „Guten Kameraden“ begonnen, und nun hallen die deutschen Wälder wieder von den Klängen des Liedes:

J'avais une camarade,
Le meilleur d'ici-bas.

Weiter können sie buchstäblich nichts. Wohl regt der Lehrer an: „Singt doch einmal: Der Mai ist gekommen.“ Es entsteht ein Geflüster: „Wir wollen es singen; es ist sein Lieblingslied.“ Aber die guten Jungen haben sich zu viel vorgenommen; weiter als bis in die Mitte der zweiten Strophe weiß keiner den Text. Noch ein paar Takte mit Lalala — dann verhallt das Lied. Auf Klassenspaziergängen mit der Untertertia zeigt sich oft — besonders auf dem Heimwege — ein großes Sangesbedürfnis. Durch Spiel, Scherz und Dünmbier ist das Gemüt angeregt und will sich in Tönen äußern. An meiner Seite schreitet stramm eine Gruppe kleiner Kerle und überrascht mich durch eine ganz seltsame Weise. Fest und sicher werden die unmöglichsten Intervalle herausgekräht. So ungefähr denke ich mir eine Totenklage bei irgend einem wilden Volksstamm in der Südsee. „Aber Jungen, was singt ihr denn da?“ — „Die zweite Stimme von: Kennt ihr das Land der Eichenwälder?“ — „Aber warum denn die zweite?“ — „Wir sind im Alt.“ — „Ach so. Aber könnt ihr denn sonst nichts?“ — „Nein.“ Der Gesang verstummt, bis dann hie und da mehr einheimische Weisen erklingen, wie das edle „Lied von Nullala“ und die „Holzauktion.“ Die Obertertia fängt gar nicht. Hofe und Kehlkopf haben ein verlängertes Ansaßrohr erhalten. Männlicher Anstand und ein jugendlicher Paß fangen an, sich zu entwickeln. Die neu erworbne Männerstimme wagt sich aber erst in Sekunda hervor. Einige altmodische Studentenlieder, aus Erks Liederschatz zu Hause am Klavier angequält, werden auf der Turnfahrt als das Forsthefte des Forschen zum besten gegeben. Besondere Beliebtheit erfreuen sich das Gaudeamus, da es den Beweis höherer Bildung liefert, „Krambambuli“ und — „O alte Burschenherrlichkeit.“ In der Prima endlich überrascht den Lehrer eine verblüffende Belesenheit im Kommerzbuch; da singen sie „Das Wirtshaus an der Lahn“ und die Filia hospitalis, Kenntnisse, die die Schule sich nicht rühmen kann übermittelt zu haben.

Aber wo bleibt das deutsche Lied? das gute alte deutsche Volkslied? Ja, das hat keine Stätte am Gymnasium zu N. Das ist der Jugend gestohlen und dem Moloch des Kunstgesanges geopfert.

Soll denn aber das Gymnasium auf die Pflege des kunstmäßigen, des mehrstimmigen Gesanges verzichten? Nein, das soll sie nicht. Aber Grundlage aller Gesangspflege soll das deutsche Volkslied sein. Den sichern Besitz einer nicht zu kleinen Menge deutscher Volkslieder ist jede deutsche Schule verpflichtet ihre Schüler erwerben zu lassen. Hat sie nebenbei Zeit und Gelegenheit zur Pflege des Kunstgesanges, um so besser. Aber wer baut denn eine Prunkfassade an die Gasse, solange er sich nicht einmal ein bescheidenes Heim eingerichtet hat?

Eine national deutsche Oper — das ist die neueste Beglückung, mit der uns die Zukunft droht, und zwar soll sie auf Allerhöchsten Befehl von dem Italiener Leoncavallo „gemacht“ werden. Nachdem uns die schneidige Muse Wildenbruchs so freigebig mit national deutschen Dramen beschenkt hat, ist der Mangel an einer entsprechenden national deutschen Oper um so fühlbarer geworden. Dafür soll nun Ersatz geschafft werden. Graf Hochberg hat mit militärischer Schnelligkeit, wie sie dem Preußen ziemt, auch gleich die Munition — pardon, den Stoff herbeigeschafft, nämlich aus dem etwas verblichnen Roman von Wilibald Alexis „Der Roland von Berlin.“ Es wird also, wenigstens was das Motiv anlangt, ein Werk vom Schlage des „Neuen Herrn“ oder des Wichertschen „Aus eigenem Recht“ werden, und damit hätten wir ja etwas „national deutsches“ oder „deutsch nationales“ — wie sagt man doch? Daß es zufällig von einem Italiener in internationale Musik gesetzt wird, thut nichts zur Sache. Nun soll es freilich altmodische, naive, harmlose Menschen geben, die sich einbilden, wir hätten auch früher schon deutsche Opern gehabt, nicht nur was die Musik, sondern auch was den dramatischen Gegenstand anlangt. Da haben wir z. B. eine Oper, die man sich so recht als volkstümlich deutsch anzusehen gewöhnt hat: den „Freischütz.“ Hier haben wir den einfachsten und innigsten Ausdruck des deutschen Volksgemüts; jeder, der für sein deutsches Vaterland und Volk ein warmes Herz hat, wird es hier lebhafter schlagen fühlen. Ja die altmodischen, naiven Menschen haben sogar gemeint, daß ihnen bei dieser Oper deutscher zu Mute sei als bei den historischen Dramen, mit denen ihnen Herr von Wildenbruch den „Patriotismus“ in die Seele feldwebelt. Das ist nun freilich eine schwer verzeihliche Verirrung des Gefühls oder des Verstandes, die wahrscheinlich daraus entspringt, daß diese Leute nicht berlinisch kritisch denken gelernt haben. Sonst hätte ihnen doch klar werden müssen, daß eine Oper, in der es sich um Liebe und Zauberkünste handelt, in der zum Schluß nicht ein Hohenzollernfürst, nicht einmal ein deutscher Kaiser, sondern ein Fürst von Böhmen erscheint, gar kein nationales, ja eigentlich nicht einmal ein deutsches Werk ist. Nein man ist weitergekommen, man macht höhere Ansprüche heutzutage: eine patriotische Idee muß im Mittelpunkte der Handlung stehen, außerdem noch ein bißchen Liebe, ein bißchen Konflikt — und dann die Musik dazu! Daß die patriotische Idee der preussischen Geschichte entnommen, daß ihr Träger ein Hohenzoller, daß der Schauplatz der Handlung Preußen, womöglich Berlin sein muß, das versteht sich von selbst; denn preussisch patriotisch und deutsch national ist ja nach einem neu entdeckten „Sage der Identität“ gleichbedeutend.

Aber was würden unsre guten Patrioten, die uns so freundlich über die Aufgaben der deutschen Oper zu belehren wissen, sagen, wenn sie hörten, daß es sogar Menschen giebt, die so keizerlich sind, zu behaupten, es komme in der Kunst, vor-

züglich in der Musik, gar nicht so sehr auf das Nationale als auf das Menschliche an? und es sei z. B. die „Zauberflöte“ mit ihren Idealgestalten des weisen und edeln Mannes, des feurigen Jünglings, der unschuldig liebenden Jungfrau ein im höchsten Sinne deutsches Werk, weil in ihm der deutsche Geist das wahrhaft Menschliche zum schönsten Ausdruck gebracht habe? Man könnte sich bei solcher Rederei wohl auf eine Autorität berufen, die etwas gilt, nämlich auf Goethe; aber der ist ja in Sachen des Patriotismus für inkompetent erklärt, und freilich, wenn in dramatischen Fragen nicht der ästhetische, sondern der patriotische Gesichtspunkt maßgebend ist, so hat darauf Goethe nichts mehr zu sagen! Dann müssen auch die Hellenen des klassischen Altertums (die man bisher doch immer noch für leidlich gute Patrioten gehalten hat) beschämt zurücktreten mit ihrer Meinung, die aus nationalem Geiste erzeugte Behandlung des Menschlichen und Schönen mache das Kunstwerk zu einem nationalen Werke, nicht der mit lauten Worten prahlende Patriotismus. Nun, es ist nur gut, daß uns unsre Betrachtung über Goethe und die Hellenen, diese schlechten Patrioten, die Augen geöffnet hat, und daß wir einen höhern Maßstab für nationale Kunstwerke haben! Wenn es trotzdem noch unklare Seelen geben sollte, die zweifeln, ob das wirklich der höchste Maßstab sei, so werden ihnen hoffentlich die Augen vollends aufgehen (und die Ohren dazu!), wenn sie erst die zukünftige national deutsche Oper zu hören bekommen.

Nur ein leises Bedenken bezüglich der musikalischen Ausführung steigt uns dabei auf. Es mag ja Herrn Leoncavallo trefflich gelingen, für die patriotischen Ideen, für die politischen Konflikte, für die monarchischen Autoritätsbestrebungen, um die es sich in seinem Textbuch handeln wird, den musikalischen Ausdruck zu finden. Aber bei den Stücken mit Berliner Lokalfarbe gehört es doch unerlässlich dazu, daß in berlinischem Dialekt (um nicht zu sagen Jargon) geredet, in diesem Falle also gesungen wird. Sollte nun wohl solch eine berlinische Cantilene sehr lieblich klingen? Für ein Berliner Ohr vielleicht! Aber ob daraus nicht dem italienischen Komponisten, der bisher nur die Sprache seiner Heimat, die gesanglichste Sprache der Welt, in Musik zu setzen gehabt hat, ungeahnte Schwierigkeiten erwachsen werden? Armer Leoncavallo! Man wandelt nicht ungestraft in kaiserlichen Hoflogen.



Schwarzes Bret

Einer der Leitschriftsteller der Deutschen Rundschau, Herr Professor Paul Güßfeldt, hat vor einigen Monaten abermals die Beschreibung einer seiner Alpenklettereien ausgeben lassen, die er bekanntlich in der Absicht unternimmt, sich „intensivste Seelenregungen“ zu „erkämpfen.“ Daran ist nun nichts verwunderliches. Es ist auch die alte Schablone festgehalten: der Leser hat aller paar Zeilen den Mut, die Entschlossenheit, die Seelenerhebung, „nicht nur die Kraft, sondern auch Überlegung, Geschicklichkeit und vor allem Geduld“ des Verfassers zu bewundern. Manche Leser werden sich ja auch bei der Bewunderung dieser Kniefertigkeit ebenso wohl fühlen, als ob sie einem Selktänzer zusähen, und dem Montblanc von ferne dankbar dafür sein, daß er ihnen vermittelst des Seelenspiegels des Herrn Professors einen so angenehmen grusligen Reflex zukommen läßt. Aber die Bergsejerei in Ehren, eine Stelle möchten wir doch etwas tiefer hängen. In der Einleitung erzählt der Verfasser, daß er Seiner